

Frauenstimme

Nr. 10 * 46. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

2. Juni 1929

Der Immenhof.

Das Heidehaus des Hauptausschusses für Arbeiterwohlfahrt.

Auf einem flachen Hügel, umgeben von Tannen, Bacholderbüschen und vielen Sträuchern, liegt ein langgestrecktes Heidehaus aus Fachwerk, rot und weiß leuchtend, mit einem dicken, warmen Binsendache. Ein Stückchen Weges weiter steht ein schmuckes kleines Flegehaus. Drei Minuten davon entfernt steht ein größeres Wirtschaftsgebäude. Auf dem Wege dorthin kommen wir an einem Häuschen vorbei, das etwas sehr Wichtiges beherbergt: eine große, moderne Motorspritze. Ein weiteres Gebäude, das sogenannte Jugendlager, geht in wenigen Wochen seiner Vollendung entgegen.

Diese ganze Anlage im Dorfe Hügel im Kreise Soltau in der Bünaburger Heide ist der „Immenhof“, der dem Hauptausschuss für Arbeiterwohlfahrt gehört. Vor zwei Jahren wurde die Bestimmung mit zwei Gebäuden und 240 Morgen Wald, Heide, Acker und Wiese aus Mitteln erworben, die von der Arbeiterschaft zusammengetragen wurden. Der Immenhof ist ein Berufserziehungsheim für Mädchen. Als Unterrichtslehre gelten: Haushaltslehre mit Kochen, Backen, Einmachen, Wäscherei, Hausputz und Pflege des Hausrats, ferner Weiß- und Kleidernähen, Bügeln, Landwirtschaft mit Kleintierzucht (eine Kuhnerform ist da) und Gärtnerei. Eine weitere Ausbildung in Kinderpflege, Vorbereitung zum Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenberufe sind vorgesehen.

Fünffach ist die Bestimmung des Immenhofes. Gefährdete Mädchen, die aus traurigen Verhältnissen stammen, sollen durch eine vernünftige, sachgemäße, dabei individuelle Erziehung körperlich und seelisch geheilt und berufstätig gemacht werden. Das heißt weiter: es muß ein Beitrag zum neuzeitlichen Problem der Fürsorgeerziehung aus der Praxis geliefert werden, und zwar durch eine Einrichtung, die aus der Kraft und dem Willen der Arbeiterklasse stammt. Die Fürsorgeerziehung, wie sie heute noch betrieben wird, ist stark reformbedürftig. Trotz aller Beteuerungen des Gegenstands ist sie gesetzmäßig und ihrem Inhalt nach im wesentlichen Strafmaßnahme. Unser Kampf muß und wird darauf gerichtet sein, Erziehungsmassnahmen in den weitgefächerten Rahmen des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes hineinzubauen. Um dieses Ziel zu erreichen, dürfen wir uns nicht auf die politische Forderung beschränken, sondern müssen neben die Theorie unserer sozialistischen Fachleute die praktische Erfahrung, das Erziehungsexperiment, setzen.

Neben diese wichtigste Bestimmung des Immenhofes tritt die zweite: Erholungsfürsorge und Berufsvorbereitung für berufsschwache Schulentlassene. Eine Gruppe Mädchen schläft gesondert und hat ihre eigene Erzieherin, mischt sich aber in der allmählich beginnenden Arbeit, bei den Mahlzeiten und Feiertagen, im Fortbildungsunterricht und in den Turn- und Gesangsstunden zwanglos mit den anderen Gruppen der relativ gesünderen Jugend, von der Stetigkeit und Beruhigung ausgeht. Auch diese Gruppe muß individuell sehr vorsichtig angefaßt werden, weil eine körperliche Kräftigung durch bestimmte Erholungsmethoden, z. B. Liegekuren, erreicht werden muß. Am Ende dieser Halbjahrsturze soll die Fähigkeit erzielt sein, den achtstündigen Arbeitstag auszuhalten. Zum Teil gelingt das auch schon. Bei besonders zarten Mädchen werden die Kuren verlängert.

Die dritte Bestimmung ist die Kleinkindererholungsfürsorge. Ein Flügel des Haupthauses ist für die Unterbringung von 20 bis 25 Kindern eingerichtet. Die sorgfältig beobachtete Be-

rührung mit dem hilfsbedürftigen zarten Kleinkind aus der Großstadt ist aus erzieherischen Gründen sehr wichtig für die Mädchen-Gruppen. Viele pädagogische Anknüpfungspunkte sind gegeben. Die ernsthafteste systematische Beschäftigung im Kinderhause, das Beispiel der leitenden Schwester, der Kindergärtnerinnen, der Praktikantinnen rücken die Frage der Berufsausbildung stark in den Vordergrund. Die Erreichung des pädagogischen Zieles, das seelisch verletzten, sehr spröden und schwankenden Naturen einen Lebensinhalt durch Arbeit woffen. Ist die Aufgabe schlechthin. Die Kuren für Kleinkinder haben außerordentlich günstige Erfolge.

Die vierte Bestimmung — Zusammenarbeit mit absolut gesunder Jugend — kann auf zweierlei Art erreicht werden. Erstens durch Einrichtung regelrechter Haushaltslehrgänge für gesunde proletarische Töchter, deren Eltern in der Lage sind, ihnen durch geringe Unterhaltskosten eine solche Lehrzeit zu ermöglichen. Diese Aufgabe kann erst in Angriff genommen werden, wenn im Laufe einiger Wochen die Wohneinrichtungen völlig ausgebaut sind und vor allem eine geräumige musterhafte Lehrküche hergestellt ist. Die Erreichung des anderen Ziels einer Zusammenarbeit mit Gruppen der sozialistischen Arbeiterjugend ist möglich, sobald ein Jugendlager zum Wochenende errichtet und die Überwindung der Schwierigkeiten der höchst unzulänglichen Verkehrsverhältnisse (Kleinbahn) gelungen ist.

Die fünfte Bestimmung endlich umschließt wieder zweierlei: Sozialistische Erzieher und Erzieherinnen sollen die modernen Theorien am sprödesten und hilfsbedürftigsten Menschenmaterial auf praktische Durchführbarkeit hin erproben. Zugleich sollen sozialistische Praktikantinnen eine Lehrstätte finden, in der ihnen beinahe alles begegnet, was in der allgemeinen Fürsorgetätigkeit nach beendeter Ausbildung an sie herantritt.

Der Arbeiterwohlfahrt wurde schon oft der Vorwurf gemacht, daß sie, ähnlich wie karitative Organisationen, Aufgaben übernimmt, die eigentlich der Staat zu erfüllen hätte. Der Vorwurf wäre berechtigt, wenn wir, zahlenmäßig gewichtig, größere Anstalten errichteten, wie es z. B. „Innere Mission“ und „Karitas“ getan haben. Aber das liegt uns fern. Wir wünschen auch weiter durch unseren Einfluß im Staat und in der Selbstverwaltung die umgekehrte Entwicklung. In der Fürsorgeerziehung jedoch erweist sich, soweit es die moderne Gestaltung angeht, der Staat als zu schwach und konservativ. Er überläßt eben der „Karitas“ und „Innere Mission“ diesen Zweig der Erziehung an Menschen, die zu 90 Proz. aus dem Proletariat stammen. Von unserem systematischen Vorgehen ist das Gelingen der Reform der Fürsorgeerziehung abhängig. Dazu müssen wir „das Beispiel“ haben. Es handelt sich also um eine direkte und eine indirekte Aufgabe. Mit der indirekten wollen wir Staat und Gesellschaft erziehen zu der sozialistischen Auffassung, daß jeder Zwang abgebaut werden muß, auch in der Erziehung. Unser Weg, zu einer Umgestaltung der Fürsorgeerziehung zu kommen, ist der unpopulärere. Aber unser Weg ist der erfolgversprechendste. Wir sind erst am Anfang. „Der Immenhof“ allein ist noch nicht unser Ziel. Ist nur ein Versuch, dem andere, ergänzende Arbeiten sich klar anschließen werden.

Elisabeth Kirschmann-Röhl.

Kritik einer Ausstellung.

Das Gesundheitsamt des Stadtbezirks Pankow veranstaltet im Gesundheitsamt, Grunowstraße 8—11, eine Ausstellung „Mutter und Kind“, die täglich von 16 Uhr an geöffnet ist. Wir alle begrüßen wohl diese kleinen Ausstellungen der Bezirksämter. Unendlich viel Gutes kann dadurch geschaffen werden. Der Besuch einer solchen kleinen Ausstellung, kostenlos und bequem, vermittelt durch das Material, das gut angeordnet ist und eine „Ueberfütterung“ glücklich vermeidet, zumeist mehr an wirklichem Wissen, als manche mit großer Reklame aufgezoogene, teure Schau, von der ihren Besuchern (man muß doch sein Billett ausnutzen und an einem Tag möglichst „alles“ sehen!) zumeist nur ein Riesenummel im Gedächtnis bleibt.

Auch für diese Ausstellung gilt das: Vor allem für ihre erste Abteilung, die sich mit der Entwicklung des Menschen befaßt. Besonders zu loben ist hier die Ausstellung zehn großer, kolorierter Tafeln, auf denen die Entwicklungsstufen der Fortpflanzungsvorgänge geschildert werden — von der Amöbe bis zum Menschen. Ebenso gut ist die Darstellung der embryonalen Entwicklung des Kindes und die graphische Darstellung hygienischer und sozialer Schädigungen, die das Leben des Kindes bedrohen, besonders instruktiv die Darstellung des „Sterbeüberschusses“, der in Berlin den Geburtenüberschuß abgelöst hat und der ständig wächst — und manche der anderen Tafeln, der anderen Modelle noch. Dann aber . . .

Dann aber folgt eine große Ausstellung der Artifel „zur Pflege von Mutter und Kind“. Hier hat man sich an Firmen gewandt, die natürlich nur zu bereitwillig diese „Propagandamöglichkeit“ ergriffen haben, und man hat ihnen anscheinend alles abgenommen. Da steht ein „Kochfistekinderwagen“ neuesten Modells, oben, unten, an den Seiten luftdicht durch Wachstuch abgedichtet: Die Luftspindel ist doppelt wachstuch, damit die Sache nur recht solide ist! Da steht eine weißlackierte Kindergarnitur, Tisch und Stühle: Daß sie wenigstens keine Muschelauffüge mehr haben, ist das einzige, was man zu ihrem Lobe sagen kann; sie reinigen sich aber auch nicht ganz leicht. Da steht ein „Klappstuhl“ — das berühmte Möbel, aus dem schon unzählige Kinder herausgefallen sind, in dem unzählige andere (weil man das Kind ja so schön stundenlang darin einsperren kann) sich die erste Rückgratverkrümmung geholt haben. Da liegen Gummischlupfer, die an den Schenkeln und am Bund gezogen sind . . . die Viste ließe sich noch weiter verlängern. Und diese Dinge sind nicht etwa als abschreckende Beispiele gekennzeichnet, sondern tragen brav und treu den Namen der Firma, die sie zur Verfügung stellte! Selbst wenn später bei den Führungen mal auf die Fehlerhaftigkeit dieser Ausstellungsobjekte hinzuweisen wird — es sind doch nicht andauernd Führungen, und es ist fraglich, ob die Firmen mit einer derartigen negativen Reklame einverstanden sind — man sollte doch diesen Kram ohne weiteres herauswerfen! Eine andere Koje hat man, „weil noch Platz war“, einer bekannten „Kunstverlagsfirma“ zur Verfügung gestellt, um darin Kinderbilder auszustellen. Eine derartige Schau könnte außerordentlich reizvoll sein: Man denke an eine Zusammenstellung über „Das Kind und die Mode“ — von Kubens kleiner Tochter, von den unglücklich gekleideten Infanten und Infantinnen des Velsquez zu den reizenden Kinderbildern der Engländer im 18. Jahrhundert, unseren Wiedermeierbildern und der neuesten Zeit. Statt dessen ist gut die Hälfte der ausgestellten Bilder hundertprozentiger Kitsch, würdig „auf Raten“ im Strahlenhandel vertrieben zu werden. In einer Ecke hängt ein neckischer Klapperstorch, auf dem Tisch liegt eins der so beliebten Schuppengebilde.

Nach Meinung des „leitenden Verwaltungsbeamten“ (anders stellte sich der Herr nicht vor) wollte man eben allen was bieten, den Reichen und den weniger Begüterten. Aber Pankow ist ein Arbeiterbezirk, und es wäre wichtiger und besser gewesen, statt der „Spielecke im Privathaushalt“ für seine Leute eine richtig und gut eingerichtete Wohnstätte im Arbeiterhaushalt mit den primitiven Hilfsmitteln herzurichten, die in solchen Fällen zu Gebote stehen. Als beschuldener Anfang dazu steht ja schon das Lager für Mutter und Kind da; hier hätte man ausbauen müssen. Kurzum: Dieser Ausstellung scheint vor allem das Auge einer sachverständigen Frau aus Arbeiterkreisen bei der Ausgestaltung des praktischen Teiles völlig gefehlt zu haben. Interessant ist ferner noch die Abteilung, die der Hortpflege des Kleintandes gewidmet ist. Hier sind sich Montessori-System und Fröbel-Ausbildung gegenübergestellt — leider ist das an sich ausgezeichnete Montessori-System so unglücklich angeordnet, daß ein Vale sich überhaupt kein Bild von der Bedeutung dieser Sache machen kann. Vielleicht läßt auch dieser Fehler, wie so mancher der anderen, sich bei der langen Dauer der Ausstellung noch abstellen. Bemerkenswert aber bleibt folgende Statistik: Von den neun Kinderhorten des Bezirks Pankow werden

nur zwei — beide in Niederschönhausen — vom Bezirk unterhalten. Vier sind in den Händen kirchlicher Vereinigungen, zwei sind reine Erwerbsunternehmen, einer wird durch die Fröbel-Vereinigung geleitet. Ein Montessori-Haus ist nicht unter den Horten; eine Statistik über die Kosten der Unterbringung eines Kindes — für die Stadt wie für die Familie — fehlt.

Ein besonderer Dank gebührt aber noch dem Aufsichtsbeamten, der sich nicht damit begnügt, aufzupassen, sondern die Besucher stets auf allerlei Sehenswertes aufmerksam zu machen weiß: Er ist ein Beamtentyp, der ebenso selten wie schätzenswert ist. R. E.

Der gedeckte Tisch.

Wo man überhaupt von einem Familienleben sprechen kann, wird Wert darauf gelegt, daß die Familienmitglieder sich wenigstens einmal einen Tag — bei einer Mahlzeit — vereinigen. Dieser Ruhepunkt im Betriebe des Tages ist von Bedeutung für das gegenseitige gute Verhältnis. Allen Angehörigen, aber vor allem der Hausfrau obliegt es, diese Mahlzeit so zu gestalten, daß allen Teilnehmern das Beisammensein angenehm und erstrebenswert erscheint. Da spielt nun, abgesehen von der Nettigkeit und Sauberkeit des Wohnraumes, die größte Rolle die Art, wie die Mahlzeit eingenommen wird. Es ist leider so, und durch die große Arbeitsüberlastung der Frau und die beschränkten Mittel, die ihr zur Verfügung stehen, nur allzu begreiflich, daß in vielen Familien oft noch wenig Wert auf die äußere Form der Mahlzeit gelegt wird. Und doch ist sie in jedem Falle, und gerade dort, wo die Mahlzeiten den knappen Mitteln entsprechend bescheiden sein müssen, von großer Bedeutung. Wie unbehaglich wirkt es, wenn die Hausfrau im letzten Augenblick den Küchentisch von den Kochüberresten nordürftig befreit, Messer, Gabel und Teller beinahe auf den Tisch wirft. Wasser, Brot, Salz, alles was die Mahlzeit vervollständigt, wird erst dann herbeigeholt, wenn es gebraucht wird, statt daß es handbereit auf dem Tisch steht. Das gute Service, das so viele Hausfrauen besitzen, steht wohlverwahrt im Schrank, — nur die Alltagssteller werden der Familie vorgelegt, obgleich sie alt und oft ausgeschlagen sind, ebenso ist's mit den Gläsern. An den Töpfen kleben oft noch Reste vom Ueberkochen. Ist es da ein Wunder, wenn das oft ohnedies lässliche Essen in dieser wenig appetitlichen Aufmachung nicht dazu beiträgt, die Laune und das allgemeine Behagen zu heben und allzu oft aus dem geringfügigsten Anlaß Ärger und Auseinandersetzungen entstehen?

Es bedarf nur der Erkenntnis der Hausfrau und der Familienmitglieder, die ihr helfen, daß sich mit einem verhältnismäßig geringen Zeit- und Kostenmehraufwand die bescheidensten Speisen schmackhaft machen lassen, wenn man den Tisch sauber aufdeckt, die Speisen mündgerecht anrichtet. Freude und Behagen der ganzen Familie ist der Dank für die Mühe, um sich ständig in Besitz dieser „Kulturforderung“ zu setzen.

Es muß durchaus kein kostbares weißes Tuch auf dem Tische liegen, obwohl unstreitig ein weißgedeckter Tisch große Vorzüge hat. Das weiße Tischtuch wird bald schmutzig, und darum lieber kein weißes als ein unsauberes. Es gibt jetzt hübsche bunte Tischtücher, die sehr gut wirken. Es kann aber auch weißes Linoleum sein, das den Vorteil hat, leicht gereinigt zu werden und mähevolle Wäsche erspart. Wichtig für den Gesamteindruck ist ein einheitliches Geschirr, wenn auch noch so bescheiden in Qualität und Form. Am schönsten wirken weißes oder buntes Steingut oder Porzellan, aber alle Teller in gleicher Form und Farbe. Darum ist es gut, bei Neuschaffungen ein Geschirr zu wählen, das leicht ergänzbar ist; es muß durchaus nicht von vornherein ein komplettes Service sein. Ebenso sollen die Gläser die gleiche Form haben. Das Brot in einem netten geflochtenen Bast- oder Rohrkorb, der Wassertrug aus Glas oder Steingut, das Salz nicht auf irgendeinem großen Teller, sondern in einem kleinen Salzfäß, kein altmodisches Ungehener, kein vorstülftliches Tier oder ein füllhorntragender Engel — vervollständigen den freundlichen Eindruck. Servietten zum Mund- und Händeabwischen gehören in einfache Holz-, Bast-, Metallringe oder Serviettenständerchen, für jedes Familienmitglied kenntlich gemacht. Die Speisen schmecken doppelt gut, wenn sie nicht in den Kochtöpfen, sondern in einfachen weißen Schüsseln serviert werden.

Von Wichtigkeit ist es auch, daß beim Tischdecken Teller und Besteck nicht unordentlich hingeworfen werden, sondern in einer bestimmten Ordnung hingelegt werden. Das Tischtuch nicht schräg, die Teller nicht mitten am Tisch, sondern dem Rande zu, das Besteck und die Serviette neben dem Teller und nicht oben oder unten. Ein kleiner Blumenstrauß, eine einzelne Blume, ein blühender Zweig oder eine Blattpflanze, je nach der Jahreszeit in der Mitte

des Tisches, kann Schönheit und Behaglichkeit der Mahlzeit ungemein erhöhen.

Der sorgfältig gedeckte Tisch regt auch zum netten und ordentlichen Essen an. Viele Eßarten, die im trauten Familienkreis nur allzuoft einreihen, lassen sich von der Hausfrau durch eigenes Beispiel bekämpfen.

Es ist kein Zufall, daß in der Gemeinschaftserziehung des Kleinkindes, besonders in der Moralexerzählung, der größte Wert auf die gemeinsame Mahlzeit gelegt wird. Sie ist eine feierlich-feierliche Angelegenheit, die die Tagesbeschäftigung unterbricht, und alle dazu erforderlichen Handlungen werden von den Kindern mit besonderer Freude ausgeführt. Das ärmste Proletarerkind lernt dort das Tischtuch auslegen, die bunten Schalen und Teller genau aufstellen, und vergißt nie, eine Blumenvase oder einen Blumentopf in die Mitte zu stellen. Der große erzieherische Wert, der darin liegt, daß schon das ganz kleine Kind lernt, an einem sauber gedeckten Tisch ordentlich zu essen, ist darum so groß, weil das den Kindern zur Selbstverpflichtung wird, — und ihnen damit als Erwachsenen in anderen Lebensstufen viel Schwierigkeit und Unsicherheit erspart. Aber nicht nur für die Kinder, auch für den Mann, der müde von der Arbeitsstätte kommt, und für die Frau, die sich im Haushalt plagt, bedeutet die geordnete Mahlzeit Ausruhen und Entspannung.

Darum soll man nicht Gästen am Sonntag auf einem mit Porzellan überladenen Tisch die Herrlichkeiten eines feinen Bürgerlichen vorzuspiegeln versuchen, um an den Wochentagen das Essen auf den ausgeschlagenen Resten einer alten Alltagsgarnitur am ungedeckten Tisch herunterzuschlingen, sondern lieber für jede Person nur ein Geschirr und ein Besteck, aber das entsprechend für alle Gelegenheiten benutzen.

Der „gedeckte Tisch“ ist eine Kulturforderung, an uns Frauen liegt es, sie zu verwirklichen. **EISE STRASSNER-WIEN.**

Die Berliner Hausfrauenvereine.

Der letzte (13.) Jahresbericht der Zentrale der Berliner Hausfrauenvereine stützt sich auf die Tätigkeit von 40 angeschlossenen Vereinen, wobei die Zahl der Mitglieder leider verschwiegen wird. (Die Aufzählung für das Nachrichtenblatt „Wir Hausfrauen in Groß-Berlin“ beträgt 14.000.) Der Zentrale unterstehen an Einrichtungen: die Schule der Hausfrauen, die im Berichtsjahr von 785 Schülerinnen besucht wurde und an der fünf geprüfte Lehrkräfte in acht Fächern unterrichten. Am besten besucht waren die vormittags und abends stattfindenden Kochkurse. Vom Berufs- und Jugendamt wurden eine Reihe Freischülerinnen überwiesen. Die Beanspruchung des Kochunterrichtes war so stark, daß eine zweite Lehrküche eingerichtet werden mußte. Ueber die „Hauswirtschaftliche Einkaufsberatung und Ausstellungsblende“, zusammengesetzt zu „Hebbaudi“, haben wir schon mehrfach an dieser Stelle berichtet. Ferner gehört zu den Einrichtungen ein Hospiz, eine Gemeinnützige Verkaufsvermittlung für den verarmten Mittelstand, deren Umsatzvergrößerung von der wachsenden Proletarisierung dieser Schichten zeugt, sowie eine Arbeitsrechtliche Beratung und Vertretung vor dem Arbeitsgericht, die uns wegen der Hausangestelltenfrage besonders interessiert. Es heißt in dem Bericht, daß diese sich gut bewährenden Einrichtungen folgendermaßen ausgezogen sind: „Es sind zweimal wöchentlich Sprechstunden angelegt, einmal durch einen Sachverständigen, der auch die zu vertretenden Fälle durchspricht, und einmal durch eine als Arbeitsrichter beschaffte Hausfrau. Es vergeht aber auch sonst kaum ein Tag, an dem nicht wiederholt mündlich oder telephonisch um Auskunft über Rechtsverhältnisse mit Hausangestellten gebeten wird.“ Dem Arbeitsgericht Berlin gehören

40 Hausfrauen als Arbeitsrichter

an. Es soll gern anerkannt werden, daß, soweit Neutralität mit dem Arbeitgeber-Interessenstandpunkt vereinbar ist, sich die organisierten Hausfrauen, die ja gewissermaßen schon eine Auslese darstellen, und unter ihnen wieder besonders die für das Amt des Arbeitsrichters ausgewählten Frauen, sich um sachlich richtige Entscheidungen bemühen. Eine besondere dankbare Aufgabe sieht die Beratungsstelle darin, durch vorherige Beilegung und Aufklärung die vielen nutzlosen Prozesse zu vermeiden, wo die Hausfrau aus einer augenblicklichen Verstimmung oder Streitigkeit heraus die Hausangestellte unberechtigterweise klistos kündigt. Diese Beratungsarbeit liegt natürlich im Interesse beider Parteien. Eine weniger glückliche Einstellung haben die Hausfrauenvereine gegenüber dem in Vorbereitung befindlichen Hausangestellten-gesetz. Zu der Diskussion, die über dieses Gebiet bereits in der sozialistischen Presse stattgefunden hat, sei noch folgendes Moment nachgetragen: Die Hausfrauenvereine, deren Mitglieder im großen und ganzen den Hausangestellten ein menschenwürdiges Dasein

gönnen bzw. verschaffen, vergessen bei ihrem Sturmlauf gegen gesetzliche Regelungen, daß sie

nur eine Auslese besonders tüchtiger und interessierter Frauen erfassen.

Daß aber Gesetze für das Gros gemacht werden, das ohne die Gesetze zu Willkür, Ausbeutung und bequemer Gedankenlosigkeit neigt. Die propagandistische Tätigkeit für die von den Hausfrauenvereinen vertretenen Grundsätze sowie praktische Haushaltsratschläge und Rationalisierung wurden weit über den Rahmen der Mitglieder erweitert durch zahlreiche Rundfunkvorträge auf Berliner und Deutscher Welle. Die kleinen Ausstellungen im Hause Am Karlsbad dagegen konnten nicht werbend wirken für den Hausfrauenverein, da sie durchweg den Eindruck reklamehafter Anpreisung der Erzeugnisse bestimmter Konfektionsfirmen machten. Es soll noch erwähnt werden, daß die Vorarbeiten für einen in diesem Jahr zu erbauenden Wohnhausblock für ledige berufstätige Frauen geleistet wurden.

Es interessiert noch die Arbeit der Lehrlingskommission, die im Berichtsjahr 15 Lehrlinge zur Prüfung brachte. Wenn, wie hier, die Ausbildung der Hauswirtschaftslehrlinge nicht auf Ausbeutung der jugendlichen Kräfte, sondern auf sachlicher Schulung durch geprüfte Lehrkräfte beruht, ist gegen eine solche Hebung des Hausangestelltenberufes nichts einzuwenden. Allerdings ist die Zahl der Lehrlinge, selbst wenn man die rund 250 noch fünfjähriger Praxis von der Lehrlingskommission geprüften Hausangestellten hinzurechnet, für eine Residenzstadt wie Berlin verhältnismäßig klein. In den angeschlossenen 40 Vereinen werden je nach Bedarf Kochschulen, Schneider-, Plätt- und Gymnastikurse eingerichtet. In der Prämierung langjähriger treuer Hausangestellter lebt mittelalterlich patriarchalischer Geist bis in die heutigen Tage fort.

Die Zentrale der Berliner Hausfrauenvereine stellte die Vorsitzende für das Referat für Hauswirtschaft im Reichswirtschaftsministerium, sie ist Mitglied in der Arbeitsgemeinschaft für Brennstoffersparnis, sie ist durch zwei Mitglieder im Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit vertreten, sie stellte wiederum die Vorsitzende einer Gruppe „Hauswirtschaft“ beim RW, und sie ist weiterhin vertreten im Normenausschuß des RW, und im Vorstand der Reichsforschungsgesellschaft. In die Verwaltungsausschüsse der Berliner Arbeitsämter Süd, Südost und Südwest sind die Vorsitzenden der betreffenden Hausfrauenvereine berufen worden. Die Zentrale wird zugezogen zu den Sitzungen des Reichsernährungsministeriums, des Deutschen Landwirtschaftsrates, der Preussischen Haupt-Landwirtschaftskammer, der Landwirtschaftskammer für Brandenburg und Berlin und steht in ständiger Fühlung mit der Industrie- und Handelskammer zu Berlin, den Einzelhandels-gemeinschaften, dem Reichsverband der Industrie usw. usw. In einer Reihe von Eingaben und Entschuldigungen an Berliner Behörden wurden Fragen der Lebensmittelverteilung berührt, insbesondere die Preise, und wurde eine Verkürzung der Arbeitszeit des Verkaufspersonals vor Weihnachten gefordert. Einer stark nationalistischen Tendenz huldigen die Anträge, die sich gegen Errichtung eines französischen Warenhauses und überhaupt gegen ausländische Waren richteten, während anfänglich des Krankheitsprozesses auf einer öffentlichen Versammlung ein moralisch entrüstetes Lententum in Erscheinung trat. Solche Auswüchse sind bei der Zusammenlegung der Hausfrauenvereine nicht verwunderlich.

So bietet der Jahresbericht der Zentrale der Berliner Hausfrauenvereine manchen Anknüpfungspunkt für die Kritik, aber auch Anlaß genug zu nachdenklicher Betrachtung, wie hier von uns Sozialisten fernstehender Seite mit Energie für eine Neugestaltung der Haushaltung gearbeitet wird.

Wie alt ist die Schürze? Eins der jüngsten Kleidungsstücke ist die Schürze, die in der Geschichte der Kleidung erst dann auftritt, nachdem fast sämtliche Kleider, die wir heute tragen, längst ihre Einführung gefunden hatten. Sie kam um die Mitte des 15. Jahrhunderts auf und wurde zunächst nur von den unteren Ständen getragen, um dann, ungefähr um 1530, allgemeine Verbreitung zu finden. Das 16. Jahrhundert war ja bekanntlich das Jahrhundert der Modenarheiten und -tolleheiten. Ob die Bestrebungen, möglichst weite Kleider zu tragen, der Schürze dazu verholfen haben, ein beliebtes Kleidungsstück zu werden, oder ob die Schürze der Erlaß für den herabhängenden Rock am Landsknechtskostüm werden sollte, läßt sich heute schwer sagen. Später wurde die Schürze ein Schmuckstück, das man trug, wenn man auf die Promenade ging. Sie wurde aus kostbarem Stoff hergestellt, vielfach sogar bestickt und sogar in dicke Falten gelegt, so lang wie das Kleid oder mit herabhängenden Zipfeln. Im Jahre 1620 erscheint sie als eine Art Kollentrack über dem Kleide. Etwa zwanzig Jahre später trugen die Witwen weiße Schürzen, und in Frankreich kamen einige Jahrzehnte später die kleinen Bierwürden auf, die dann auch in Deutschland eingeführt und hier auf Spaziergängen getragen wurden. Um 1700 trat als neue Veränderung die Tasche hinzu, und damit endlich erhielt die Schürze die Gestalt und die Bestimmung, die sie noch heute hat.

Zwei Negergedichte.

Die folgenden beiden Gedichte sind aus dem erschütternden Buch „Afrika“ von Anna Ruffbaum (Speibels Verlagsbuchhandlung, Wien und Leipzig). Den Gedichten sind die Lebensbeschreibungen aller Dichter beigegeben. Es sind Neger, die in ihrer Sprache, mit ihren Gefühlen und aus ihren Gedanken und gepöbelten Seelen heraus die Worte gefunden haben, um die Leiden ihres Volkes zu sagen. Es sind nicht nur männliche, sondern auch weibliche schwarze Dichter, die in dem Buche zu Worte kommen. Es ist sicherlich ein großes Verdienst, daß diese Gedichtsammlung in deutscher Sprache herausgegeben ist. Sie wird vielen, die mit dem hochmütigen Stolz der weißen Rasse auf die schwarzen Menschen hinken, vielleicht ein Moment sein, von ihrem Rassendünkel abzulassen und auch in den andersfarbigen Menschen den Bruder und die Schwester zu erkennen.

Die schwarze Frau spricht:

Klopf nicht an meine Türe, Kind,
Darf nicht den Kiesel rücken.
Du weißt nicht, wie die Menschen sind,
Voll Sünden und voll Tücken.
Wart' bis wir in dem Himmel sind,
Dann öffnen sich die Türen.
Die Welt ist grausam, armes Kind,
Darf nicht den Kiesel rühren.

Und klopf nicht an mein Herz, o Kind,
Ich kann es nicht ertragen.
Ich stell' mich taub, ich stell' mich blind,
Ich muß mich dir versagen.
Ach, daß die Menschen selbst es sind,
Die sich die Welt verheeren.
Sei still, sei stille, du mein Kind,
Ich darf dich nicht gebären.

Georgia Douglas Johnson.

Weißer Bruder, was wirst du sagen?

Komm, Bruder, komm!
Laf uns treten vor unseren Gott.
Und wenn wir vor ihm stehen,
Ich werde sagen:
Herr, ich hasse nicht.
Ich werde gehaßt.
Ich quäle nicht.
Ich werde gequält.
Ich begehre niemandes Land.
Mein Land wird begehrt.
Ich verspötte kein Volk.
Mein Volk wird verspottet,
Und, Bruder, was wirst du sagen?

Joseph S. Cotter.

Wir ewigen Kinder.

Wütend schlägt das Kind auf den Gegenstand ein, an dem es sich gestoßen hat. Trohlig wirft es sich auf die Erde, strampelt mit Armen und Beinen, weil es irgendeinen Wunsch nicht erfüllt bekommt, mault stundenlang mit den Freunden, weil es sich beim Spiel übergangen fühlt. Kegerlich macht der Junge keinen Schritt aus der Wohnung, denn er muß den blauen Anzug, auf den er noch vor kurzem so stolz war, anziehen, mit dem ihn seine Freunde der Selbsthohle wegen verulken, die er als so großer Junge noch anhabt.

Wir Erwachsenen lächeln erhaben darüber. Vielleicht versuchen wir gar, das Kind über sein unsinniges Beginnen aufzuklären. Oder, wenn gar nichts mehr nützt, gibt's, vielleicht sogar bei Segnern der Prügelstrafe eins hinter die Ohren. Aber den Anzug muß der Junge anziehen, und wenn er noch so viel Theater macht, man kann ihn doch schließlich nicht fortwerfen. Und seinen Wunsch kriegt das Kind, nun, da es strampelt und heult, erst recht nicht erfüllt. Man muß es doch schließlich erziehen.

Wer aber erzieht uns erwachsene Menschen? Ja, wer erzieht uns? Denn täglich, ja stündlich betragen wir uns genau so dummi, handeln wir genau so unsinnig wie das Kind.

Wohl jeder Mann hat schon mit wutverzerrtem Gesicht vor dem Spiegel gestanden und an dem frischen Krage n, in dessen Loch der Krageknopf beim besten Willen nicht hineingehen wollte, herumgemurkst, gedrückt und gezogen, vielleicht sogar in die Ecke „gefesselt“, ja vielleicht hätten wir ihn gar in Stücke gerissen, wenn er nicht aus so festem Bein gewesen wäre. Oder beim Gummihaften aufnagen, wenn der Nagel absolut nicht gerade in den Haden hineingehen wollte, haben wir mit voller Wut ihn mit einigen Schlägen, die einem Schmied Ehre gemacht hätten, ganz und gar trumm geschlagen. Wieviele Radiobastler werden ihren Apparat, der so mühsam zusammengebaut wurde, weil er absolut nicht empfangen wollte, wutentbrannt auseinandergerissen und zerstört haben?

Beliebig vermehren könnte man diese Beispiele, die aufzeigen, daß selbst erwachsene Menschen ihre Wut, ihren Keger an einem toten Gegenstand auslassen und oftmals richtet man erst damit einen nicht wieder gut zu machenden Schaden an, der ohne

Wutausbruch leicht behoben werden konnte. Alle Ermahnungen, kühlen Kopf zu behalten, sind gewiß gut gemeint, aber ob die Ermahner ihn immer selbst behalten?

Aber auch die anderen Dummheiten des Kindes nehmen wir Menschen durchs ganze Leben mit.

Da täuscht die Liebste mit ihrem Zukünftigen, weil er ihr zum Geburtstag, zu Weihnachten usw. etwas anderes geschenkt hat als sie erhofft hatte. Freilich hatte sie auf seine vielen Fragen vorher, was er ihr schenken solle, immer nur „ich weiß nicht“ geantwortet. Aber wenn er sie richtig lieben würde, wenn er ein bisschen aufmerksamer ihr gegenüber wäre, dann hätte er aus ihren Anspielungen ihren Wunsch heraushören müssen. Er dagegen hatte sich wirklich alle Mühe gegeben, aus ihrem Erzählen etwas zu erfahren.

Liebende sind empfindlich, wird man sagen. Doch auch bei älteren Eheleuten kommen derartige Dinge vor. Macht da die Frau muß, muß mit ihrem Mann, weil er sie nicht aufgefordert hatte, mit zu einer Veranstaltung zu kommen. Dabei wäre es wirklich nur nötig gewesen, zu sagen, daß sie mitgehen wolle. Aber darum ging es ja gar nicht. Sie wollte doch gar nicht mitgehen, sie hatte nur angenommen, daß er sie fragen würde, und dann wollte sie mit „nein“ antworten. Dann hätte er sie vielleicht noch einmal gebeten mitzukommen. Aber ihre Antwort sollte auch dann „nein“ sein, denn sie wollte doch zeigen, daß sie einen eigenen Willen habe. Und nun hielt er es nicht mal für nötig sie zu fragen, brachte sie damit um ihren Triumph.

Oder der gute Parteilgenosse, der ja eigentlich ordentlich stolz ist, daß seine Frau so viel Funktionen ausübt, sich um alle Dinge bekümmert, aber er spricht schon die ganze Woche kein Wort mehr mit ihr, weil sie jeden Abend fortgeht — um ihre Funktionen auszuüben. Aber niederlegen soll sie sie auch nicht. Wichtig ausgeführt sollen sie nach seiner Auffassung auch werden. Und nebensel ist er selbst fast die ganze Woche unterwegs zu Sitzungen, merkt also kaum, daß seine Frau fort ist. Trotzdem ärgert ihn das mit einem Male. Aber eine Aenderung will er auch nicht.

So unwahr und unsinnig diese Dinge klingen mögen, untersuchen wir und beobachten wir uns einmal selbst. Wieviele Parteilgenossen mögen schon ärgerlich von einem Jahlabend heimgekommen sein, ärgerlich wegen einer Lappalie. Vielleicht weil der Stadtverordnetengenosse ihm nicht die Hand zum Gruße gereicht hat, zu ihm herangekommen war und sich mit ihm unterhalten hatte. Von dem aber war es wirklich keine Mißachtung. Ein anderer wieder ärgerte sich, weil er auf der Generalversammlung nicht für irgendeine Funktion vorgeschlagen wurde. Gewiß hatte er ja gar nicht die Absicht, einen Posten anzunehmen, aber vorschlagen konnten sie ihn doch wenigstens. Nur weil er nicht vorgeschlagen wurde, ist er ärgerlich, fühlt sich übergangen wie das Kind beim Spiel.

Auch die Kleidungsfragen machen viel unnützen Keger, den sie wirklich nicht wert sind. Da geht der schulentassene Jugendliche nicht mit seiner Jugendgruppe auf Fahrt, weil er noch keinen Manchesteranzug oder Wanderkittel hat, friert sich im Winter lieber die Knochen kaputt, ehe er, in Ermangelung eines Lodenmantels, wie ihn die anderen Jugendgenossen tragen, seinen dicken Ufster, der bestimmt wärmer hält, anzieht. Und Vater schimpft und Mutter tobt über den Jungen, und dabel machen es beide nicht anders. Vater geht nicht zur Beerdigung eines guten Freundes, weil er keinen schwarzen Anzug hat. Mutter zieht ihr Sonntagkleid nicht mehr oder nur bei ihrer Arbeit an, bleibt lieber jeden Sonntag zu Hause, denn eine Bekannte hat gesagt, daß diese Farbe für eine ältere Frau nicht mehr paßt.

Biel Keger, Unfrieden und Unannehmlichkeiten bereiten all diese meist so unwichtigen Dinge im Leben selbst geistig hochstehender Menschen. Wohl niemand ist davon ausgeschlossen. Da reden oft Eheleute, Verliebte, Freunde tage- und wochenlang nicht miteinander wegen einer solchen unwichtigen Sache, die mit einigen vernünftigen Worten oftmals sofort aus der Welt geschafft wäre. Es wird so viel geredet, nur da, wo es angebracht ist, tut oft keiner der Beteiligten den Mund auf.

Durch ruhige Ueberlegung, weniger Nervosität und Bereiztheit wird vieles zu verhindern sein, was das Zusammenleben der Menschen trübt. Ob allerdings diese Dinge ganz zu verhindern sind, wage ich zu bezweifeln. Wo sie aber zu Zwistigkeiten unter den Menschen führen, sollten wir Erwachsenen uns von den Kindern darin unterscheiden, daß wir nach ruhiger Ueberlegung und einer kurzen Aussprache diese Uneinigkeiten aus der Welt schaffen und nachher werden wir oftmals über unsere eigenen Dummheiten lachen.

Karl Birnbaum.

Nach der Zensurenverteilung entspinnt sich zwischen zwei Uebeschülern folgender Dialog: „Wat hast'n druff?“ „Ne Biere. Un Du?“ „Ja ne Eins.“ „Ach, haste ja Janich vadiant!“ „Nanu, denn wird se der Lehrer doch nicht ruffsehen.“ „Det kannte mir gesehn. Ja weest' besa. Der wolkte sich bei Dir ja bloß Biere lind machen.“